

MEIK PETER SCHIRPENBACH · BONN

DIE VERORTUNG DER VERKÜNDIGUNG

Die unterschätzte pastorale Relevanz des Kirchengebäudes

1. Identität

Kirchengebäude sind Orte, an denen Menschen, die sonst nichts oder wenig mit der Kirche zu tun haben, dieser begegnen. Die damit verbundene Chance einer elementaren, unaufdringlichen Verkündigung wird viel zu wenig wahrgenommen. Dabei geht es um das Selbstverständnis der Kirche. In vielen Sprachen meint das Wort «Kirche» sowohl die Gemeinschaft als auch das Gotteshaus. Das Ineinsfallen der Begriffe beruht auf einem wesentlichen inneren Zusammenhang, der darin besteht, dass das Gebäude über seine Funktion für die Gemeinschaft zugleich auch Darstellung und Repräsentation der Gemeinschaft ist. Dies beginnt bereits mit der optischen Präsenz: Viele Menschen nehmen eine christliche Gemeinde zuerst über ihr Kirchengebäude wahr. Selbst Geistliche, die schon länger vor Ort sind, bleiben unbekannt, aber die Zuordnung zu einem bestimmten Gebäude schafft Klarheit. Dies ist keineswegs selbstverständlich. Personen aus Politik und Gesellschaft werden in der Regel nicht einem Gebäude zugeordnet. Kirche ist scheinbar vor allem anderen optisch präsent. Dabei sind Kirchenräume eher unfunktional: als Räume unangemessen hoch, akustisch ungünstig gebaut und aufwändig zu heizen. Sie sind Freiräume aller Funktionalität und Verzwecklichung, in diesem Sinne Symbole der Freiheit und Humanität. Dies ist gleichbedeutend mit ihrem Charakter als Gotteshaus, unterscheidet sie aber von einem Tempel, der dem Menschen unzugänglich bleibt. Am Eingang von St. Jakob in Lüttich ist zu lesen: «Maison de Dieu, maison de tous» – Haus Gottes, Haus für alle.

Durch das Kirchengebäude geschieht eine Identitätsstiftung, die über die sich ihm verbunden fühlende Gottesdienstgemeinde hinausgeht. Wir sprechen in Bezug auf letztere von den Nahen und den Fernen. Persönliche

*MEIK SCHIRPENBACH, Dr. theol., geb. 1971 in Leverkusen; Studium der Theologie, Philosophie und Kunstgeschichte in Bonn und Leuven (Belgien); Promotion 2002 zur Struktur-
ontologie bei Meister Eckhart; Priesterweihe 2003; seit Sommer 2009 Stadtjugendseelsorger
in Bonn und im Kreis Euskirchen; Mitglied der Kunstkommission im Erzbistum Köln.*

Gespräche, die ich in Zusammenhang mit Kasualien mit sogenannten Fernstehenden führe, zeigen wie individuell verschieden diese Standorte bestimmt werden. Eine nicht geringe Gruppe von Menschen, die in der Regel nicht die Gottesdienste aufsuchen, empfindet eine Verbundenheit mit dem Gotteshaus, die nicht zuerst mit dem Wahrzeichencharakter, sondern mit der Funktion als Gotteshaus zu tun hat. Das Gespür, es hier mit einem andersartigen, ausgesonderten, heiligen Ort zu tun zu haben, ist durchaus vorhanden. Die Tatsache, dass damit oft die Erinnerung an Ereignisse des eigenen Lebens, etwa Erstkommunion oder Hochzeit verbunden werden, soll den Eindruck nicht schmälern: Nicht das biographische Ereignis heiligt gleichsam den Ort, sondern die Tatsache, dass das Ereignis in dieser Kirche stattfand, gibt dem Ereignis weitere Gewichtung. Es stimmt also nicht, dass Gotteshäuser von vielen zu Hochzeiten und dergleichen zuerst wegen der schönen Kulisse aufgesucht werden, sondern das Bedürfnis, dass der Rahmen stimmen soll, bezieht sich darauf, dass das Ereignis tatsächlich von der Gegenwart des Heiligen umfassen werden soll. Eine Ahnung reicht als Ansatz aus.

Eine Barockkirche wird von vielen Brautpaaren gegenüber einem modernen Kirchenbau bevorzugt. Schnell lautet das Urteil: «Die suchen ja nur einen schönen Raum.» War es aber nicht gerade die Absicht der Bauherren, schöne Räume zu schaffen? Gerade die Barockarchitektur erhebt von sich aus den Anspruch, den Menschen gewinnen zu wollen. Sie setzt bei der Vermittlung der Inhalte bewusst bei der unmittelbaren Sinnlichkeit an, holt den Menschen bei seinen Gefühlen und Eindrücken ab, um ihn dann aber in eine Wirklichkeit jenseits des ästhetischen zu führen. Es geht nicht darum, das ästhetische Bedürfnis des Menschen gering zu achten oder darin etwas dem Glauben Fremdes zu sehen, sondern den Schritt vom Ästhetischen hin zum Ethischen zu ermöglichen, das heißt hin zur Zuwendung des lebendigen Gottes.

Ein christlicher Humanismus, von dem die Kunst des Barock getragen war – aber auch guter moderner Kirchenbau –, versucht, die verschiedenen Bereiche des Humanen zu integrieren, und dies um die alles übersteigende Mitte der menschlichen Persönlichkeit herum, die in Gott selbst liegt. Wo diese Integrationsleistung verweigert wird, indem ein Gegensatz zwischen einem Anspruch des Glaubens und scheinbar außerreligiösen Bedürfnissen des Menschen formuliert wird, ist in Wirklichkeit längst ein Verlust der Mitte eingetreten, weil der Glaube ohne eine Integration in das humane Umfeld überhaupt keine Funktion der Mitte mehr ausüben kann. Eine tragende Mitte braucht etwas, was sie tragen kann.

Mittelalterliche Kirchen standen nicht für sich, sondern waren auf vielfältige Weise in das sie umgebende Stadtgefüge eingebunden, sodass die genaue Grenze zwischen dem Bereich des Sakralen und des Profanen nicht

auszumachen war. Den Übergangsbereich bildeten insbesondere caritative Einrichtungen. Spitäler waren zugleich Sakralräume. Der Krankensaal schloss mit einem Altarraum ab (z.B. Beaune, Brügge Sint Jan, Tonnerre). In Brügge hat sich bis heute für an die Kirche angegliederte Armenhäuser die Bezeichnung *godshuis* (Gotteshaus) gehalten: Wer den Armen beherbergt, beherbergt Gott. Die französische Bezeichnung *hôpital dieu* für das Krankenhaus geht in die gleiche Richtung. Diese mittelalterliche Sichtweise der Einordnung des Heiligen bzw. der Hinordnung des Profanen, überdeutlich in den Werken der Nächstenliebe, bleibt für heutiges pastorales Handeln richtungweisend. Eine Abgrenzung gibt es nicht.

2. Symbolische Präsenz

Christlicher Glaube erschöpft sich nicht in Glaubenswissen, sondern besteht zuallererst in der Beziehung zu einer nicht fassbaren Gegenwart. Jede gelebte Beziehung bedarf des Ausdrucks, in dem sie sinnlich greifbar wird. Das kann in konkreten Vollzügen bestehen, einer Umarmung, einem leidenschaftlichen Kuss – aber auch anhand von Gegenständen, die an die Geliebten erinnern, sei es ein Bild, ein anvertrautes Geschenk oder ein Ort. Der Übergang zwischen beiden Formen ist fließender als es zunächst scheint, denn es geht um die Berührbarkeit der eigenen Person. Letzteres entsteht um Ersteres herum und liefert eine Einbettung, in der Ersteres nachwirken kann und in den Alltag mitgenommen wird.

Der Glaube bedarf desselben und hat es vorgefunden: Im Christentum verdichtet sich das im Sakrament der Eucharistie. Um dieses Vermächtnis der Gegenwart, das immer wieder des konkreten Vollzugs bedarf, hat sich ein Rayon abgeleiteter Vergegenwärtigung entwickelt. Dazu zählt das Kirchengebäude. Es ist Ausdruck einer verborgenen Gegenwart. Darin besteht Sakralität. Sie ist nicht losgelöst von dem liturgischen Vollzug als solchem, sondern auf diesen wesentlich hingeeordnet, lässt ihn aber nachwirken, wenn er abgeschlossen ist und ruft seinen Wiedervollzug wach. Das menschliche Herz ist langsam in Bezug auf alles, was in die Tiefe geht. Das ist keine Schwäche, sondern eine Stärke, die aber der Gestaltung bedarf. In diesem Sinne ist die Einrichtung eines Kultortes ein Desiderat der Humanität – damit das Herz mitkommt.

Christliche Kirchenarchitektur weist immer über sich hinaus. Die gebaute Mitte ist nie eine konzentrische Mitte. Es gibt, abgesehen von der Grabrotunde in Jerusalem, vor dem 20. Jh. keinen als Zentralbau errichteten Kirchenraum, der seine liturgische Mitte in der architektonischen Mitte hat.¹ Auch der christliche Zentralbau ist ein gerichteter Bau, dem eine über ihn hinaus verweisende Achse eingeschrieben ist. Bis zur Frührenaissance, die erstmals in Italien die Kirchenachse den Erfordernissen des Stadtbildes

anpasste, entsprach diese innere Achse in etwa dem Lauf der Sonne.² Diese Achse verdichtete sich an den Endpunkten des Kirchenraumes.³ Die architektonische Mitte war nie die liturgische Mitte.⁴ Auf eine umfassende Einheitlichkeit wurde verzichtet.

Warum zögerte man so lange, die architektonische Mitte bzw. die zentralen Schnittpunkte zum liturgischen Zentrum zu machen und so die Architektur zu vollenden? Der Befund weist in folgende Richtung: Man wollte eine Spannung aushalten und nicht etwas schaffen, das in ästhetischer Vollkommenheit in sich ruhte. Der Kirchenraum bedeutet nicht die Verfügbarkeit der Mitte, sondern öffnet auf sie hin und ermöglicht die Annäherung. Er ist ein Raum der bleibenden Zuwendung, der man aber nicht habhaft werden kann. Gott ist unverfügbares, sich entziehendes und zugleich zuwendendes Geheimnis, das sich im liturgischen Geschehen vergegenwärtigt. Niemand kann hier sich selbst feiern. Liturgie hat sich in Kirchenräumen nie in sich absolut gesetzt, sondern ist von diesen in ihrem transzendierenden Charakter bestärkt worden. Eine alte Ausstattung ist also kein überkommenes Relikt, sondern kreative Herausforderung für eine zeitgemäße Liturgie.

3. Ein gesellschaftlicher Dienst

Ein Blick in die Geschichte macht deutlich, dass zu keiner Zeit die religiöse Praxis in der Breite gleich intensiv ausgeprägt war.⁵ Wir befinden uns also keineswegs in einer Ausnahmezeit. Immer gab es Intensivformen religiösen Lebens, die sich von der distanzierteren Mehrheit unterschieden. Die Entstehung des Mönchtums hätte sich sonst nie ereignet. Mönche und Nonnen haben ihren minderheitlichen Lebensentwurf zu allen Zeiten als stellvertretend bzw. auf die Menschen vor den Klostermauern hin ausgerichtet verstanden. Hier wird der stellvertretende Dienst nicht an der Sichtbarkeit für die Anderen festgemacht, sondern an der bloßen Tatsache der eigenen Existenz. Es reicht, dass andere wissen, dass es uns gibt.

Eine aufrechte Bescheidenheit meint keine Selbstrelativierung oder gar Selbstmarginalisierung. Letzteres ist da der Fall, wo Kirche sich bewusst aus Bereichen des Lebens zurückzieht. Aufrechte Bescheidenheit zeugt von einem versicherten Selbstbewusstsein, das Aufdringlichkeit nicht nötig hat. Christliche Gemeinden nehmen mit dem Unterhalt ihrer Gotteshäuser einen Dienst an der Gesellschaft wahr. Man unterscheidet hier vorschnell eine kulturelle von einer geistlichen Dimension. Kultur bedeutet bewusste Auseinandersetzung mit den Dimensionen des Lebens, Reflexion und Innehalten. Unterhaltung ist dabei eine sekundäre Dimension. Innerhalb dieser primären Dimension lässt sich auch der Glaube verorten, wobei eine dialogische Dimension hinzukommt, die darin besteht, dass ein gläubender

Mensch sich in dieser Auseinandersetzung einem Anderen gegenüber weiß. Inwieweit kann dieser Dienst an der Gesellschaft finanziell von den Gemeinden noch getragen werden? Wie weit reichen die eigenen Ressourcen und inwieweit ist es legitim, Unterstützung von außerhalb anzufragen? Was will eine Gesellschaft als ihr kulturelles Erbe gemeinschaftlich tragen? Hier nehmen Christentum und Judentum gegenüber anderen Religionsgemeinschaften in unserem Lande eine Sonderstellung ein, die sich nicht mit einer Berufung auf Gleichheit wegdiskutieren lässt. Es führt zu nichts, einen Gegensatz zwischen Kirche und Gesellschaft zu konstruieren, sind doch die Christen Teil der Gesellschaft sowie Staatsbürger und Steuerzahler wie jeder andere auch. In diesem Sinne sind kirchliche Aufgaben gesellschaftliche Aufgaben und keine Sonderbereiche. Eine engagierte Offenheit kirchlicherseits, die nicht von Ansprüchen, sondern vom Willen zur Mitgestaltung bestimmt ist, lässt das Anliegen einer breiteren Unterstützung sicher Gehör finden.

Gerade in den neuen Bundesländern wird der Unterhalt vieler Kirchen von privater Initiative mitgetragen.⁶ Verwiesen sei auf die Deutsche Stiftung Denkmalschutz.⁷ In Köln steht hierfür der Förderverein Romanische Kirchen, der keine kirchliche Vereinigung ist, für den die romanischen Kirchen in ihrer Bedeutung als Baudenkmäler von ihrer Dimension als Gotteshäuser nicht zu trennen sind.

Die theologische Vergewisserung liefert freilich Mt 5,13-16: Das Salz kann nicht Salz für sich selbst sein, sondern vollzieht sein Salzsein an den anderen. Ohne diese Ausrichtung bliebe es nicht nur bedeutungslos, sondern könnte seine Wesenseigenschaft überhaupt gar nicht verwirklichen. Mit dem Bild des Salzes ist ein von Grund auf relationaler Sachverhalt beschrieben. Ähnlich gilt das für das Bildwort vom Licht der Welt. Bemerkenswert ist aber hierbei, dass das Licht im Gegensatz zum Salz eine Ausstrahlung hat, also nicht unmittelbar den Gegenstand berühren muss, dem es leuchtet. Mit «Licht» ist an dieser Stelle die Lichtquelle gemeint, nicht die Strahlung des Lichts als solche. Die Lichtquelle hält eine Distanz, geht also nicht wie das Salz im anderen auf, ist aber auch ohne ihre Relationalität *in sich* sinnlos. Neben der vorausgesetzten Grundrelationalität des Christen zu Gott wird in diesen Worten eine Grundrelationalität des Christen zur Umwelt beschrieben, die nicht akzidentell, sondern wesentlich ist. Die Gefahr einer Absorption durch die Umwelt ist, solange Licht und Salz in ihrer Relationalität verharren, nicht gegeben.

4. Kirchen als Museum

Um sich der Mitte zu vergewissern, müssen wir unsere Redegewohnheiten hinterfragen. Da hat sich auch im pastoralen Jargon manch eigenartiges ein-

geschlichen. So hört man manchmal den Ausspruch: «Eine Kirche ist doch kein Museum!» und unterstellt damit, dass das Besichtigungsanliegen einer kunsthistorisch interessanten Kirche eigentlich nicht mit ihrem Charakter als Gotteshaus vereinbar sei, allenfalls ein Zugeständnis.

Was ist aber an einem Museum negativ? Positiv verbindet sich mit der Zuschreibung «Museum» eine pädagogische Aufgabe und eine gewinnende Präsentation wertvoller Gegenstände. Kurz gesagt, der Mensch braucht umfassende Bildung, um sich in seinem Menschsein zu entfalten, und ein Museum möchte Zugänge eröffnen. Kulturelle Bildung ist in diesem Sinne ein Selbstzweck, ein Bestandteil des Humanum. Bildung ist ein zutiefst katechetisches Anliegen. Glaube bedarf der Bildung, weil er dem Menschen strukturell entspricht. Ist dann eine Kirche nicht auch im weitesten Sinne ein Museum, wenn sie Kunstgegenstände präsentiert, die aus dem Glauben heraus entstanden sind? Ein Museum möchte seine Sammlungsgegenstände in einen Dialog mit dem Betrachter bringen. Sie sollen ihn anregen. Kunst im Gotteshaus möchte das auch. Ein historisches Museum regt zur Auseinandersetzung mit Geschichte an. Christliche Verkündigung wird immer auf die Heilsgeschichte und ihren Höhepunkt zurückgreifen. Es gibt also keine klare Abgrenzung.

Die Furcht liegt darin begründet, dass ein Museum museal wirkt, dass es nur noch die Präsentation einer vergangenen Epoche bietet, zu der der Besucher keinen direkten Zugang mehr hat, deren Zeugnisse aber um jeden Preis bewahrt werden sollen. Ein Museum kann nicht den Anspruch erheben, Herr über die Vergänglichkeit zu sein.⁸ Museal im negativen Sinne werden Gegenstände dann präsentiert, wenn sie aus ihrem Zusammenhang gerissen werden. Sie sind dann wie aufgebahrte Tote, die von Menschen besucht werden, die im Leben keinen Bezug zu ihnen hatten. In diesem Sinne ist eine Kirche – zumindest ihrem Anspruch nach – ein nicht museales Museum, da sie ihre Gegenstände in voller Funktion und in ihrem Zusammenhang präsentiert. Es geht nicht um ein Erhalten um des Erhaltens willen. Die lebendige Dialektik von Eros und Thanatos, tiefer Begeisterung und dem Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen und Menschenwerks, die Leben und Kreativität freisetzt, will gewahrt werden. Diese Bemerkung gilt auch im Hinblick auf manche Renovierungswut der letzten Jahrzehnte, die allzu oft museale Sterilität hinterlassen hat. In der Oberstadt der lothringischen Stadt Bar-le-Duc befindet sich die ehemalige Stiftskirche Saint Étienne, nun eine der Hauptkirchen der Zentralpfarre des Barrois. Sie wird dem Besucher als ein «véritable église-musée», eine wirkliche Museumskirche präsentiert, verbunden mit der Einladung, sich von ihr etwas erzählen zu lassen. Die Kirche steht in vollem gottesdienstlichem Gebrauch, aber wie selbstverständlich wird sie als erzählendes Schatzhaus der Stadt und ihrer Geschichte verstanden, die von der Glaubensgeschichte nicht losgelöst wer-

den kann. Der innere Zusammenhang all dieser Bereiche wird einfach als selbstverständlich vorausgesetzt.

Ein Besucher, der eine fremde Kirche betritt, ist zumindest neugierig, das Gebäude von innen zu entdecken. Es liegt an uns, diese Entdeckung gelingen zu lassen, indem sie in Ehrlichkeit geschieht: ehrlich insofern, als wir die Kirche mit der Botschaft, die ihr mitgegeben worden ist, sprechen lassen. Wir brauchen keine ausführliche Beschilderung. Ein guter Kirchenführer, auch in Form von ausleihbaren Tafeln, kann am Eingang für den interessierten bereitliegen. Vor Ort kann man auf den Fußboden kleine Texte legen, nicht zuerst als Beschreibung, sondern als Ansprache. Vor einem Kreuz, dem Tabernakel oder dem Altar genügt Kol 3,3: «Euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott.» Die Aussage ist prägnant und unmittelbar, aber doch so tief, dass sie zu einer Auseinandersetzung anregen kann. Ähnlich die Worte «Ich in Dir, Du in mir.» Im Eingangsbereich könnte die Frage liegen: «Hast Du Sehnsucht, über die Grenze zu schreiten? Sehnst Du Dich nach Liebe und Freiheit?» Es geht um existenzielle Kurzformeln des Christlichen. Nur von diesen her werden die ebenso notwendigen dogmatischen Kurzformeln in ihrer Relevanz einsichtig. Theologische Feinarbeit ist gefragt, die immer wieder damit beginnt, sich selbst über den Kern der christlichen Botschaft und dessen Lebensrelevanz Rechenschaft zu geben. Prägnante Kurzformeln, die nicht bloß Schlagworte sind, sind eingängiger als lange Abhandlungen, aber eben weit aus schwieriger zu erstellen.

Im Mittelalter war eine solche Vorgehensweise nicht ungewöhnlich. Der Aachener Barbarossaleuchter liefert seine Erklärung kurz und knapp mit, allerdings in Latein. Man liest beim Umschreiten: «Das himmlische Jerusalem wird durch dieses Bild bezeichnet, die Erscheinung des Friedens: Dort ist sichere Ruhe auch für uns. ... In diese Heimat bring uns durch deine Fürbitte, gütige Maria...»⁹ Im Kölner Dom gibt eine barocke Inschrift kurz die Bedeutung des Gerokreuzes wieder: «*crucifixi domini nostri Jesu Christi humanitati – (Bild) unseres gekreuzigten Herrn Jesus Christus in seiner Menschheit*». Mit diesen Worten ist kurz und knapp das Entscheidende gesagt.

5. Die Rettung des Gemeindelebens durch das Kirchengebäude

Wie steht es nun um die Menschen, die in einem konkreten Kirchengebäude beheimatet sind? Gerade bei Kindern lässt sich die Rede von «unserer» Kirche häufig vernehmen. Dies hat mit der Aneignung der eigenen Lebenswelt zu tun. Das Kirchengebäude wird schon allein durch seine äußere Form als entscheidend wahrgenommen. Kinderzeichnungen sprechen da eine deutliche Sprache. Die Kirche im Dorf zu lassen, damit sie im Alltag, zum Beispiel auf dem Schulweg, vorkommt, hat eine eminent pädagogische

Relevanz, denn Aneignung geschieht in spielerischer Wiederholung. Eine sonntägliche Autofahrt zur weiter entfernt liegenden Kirche kann dies nicht nachholen.

Durch die anstehenden Umstrukturierungen der Seelsorgeeinheiten erhält die identifikationsstiftende Funktion der Kirchengebäude eine neue Brisanz. Es geht die Furcht um, dass Kirchen aufgegeben werden.¹⁰ Gerne weist man darauf hin, dass Menschen doch sonst für alles Mögliche weitere Wege in Kauf nähmen, nur aber für den Gottesdienst die nachbarschaftliche Nähe einforderten und schätzt diese Haltung als inkonsequent ein. Dies ist eine Fehleinschätzung und verkennt den Sachverhalt als solchen. Im gottesdienstlichen Geschehen wird nicht eine Verlängerung oder eine Parallele des Alltags gesucht, sondern eine Unterbrechung und Vertiefung. Die Tatsache, dass Geschäfte des täglichen Bedarfs aus dem unmittelbaren Umfeld an den Rand der Orte oder in weiter entferntere Orte abgewandert sind, wird nicht als positiv erlebt. Gleiches gilt auf dem Lande für Schulen. Sicherlich stehen dahinter ökonomische Sachzwänge, die hier nicht weiter erörtert werden können. Übertrüge man diese auf unsere seelsorgliche Praxis, gestände man damit ein, dass wir als Kirche nicht mehr sein möchten als ein Dienstleister, eben nur auf einem anderen Feld. Das wollen wir sicher nicht. Von daher müssen sich unsere Methoden im Rahmen des Möglichen grundlegend unterscheiden und das Bedürfnis vieler Menschen nach der konkreten Kirche vor Ort ist nicht nur ernst zu nehmen, sondern als dem Geheimnis der Kirche wesensgemäß von uns selbst zu verkünden.

Tatsache ist, dass in Zukunft aufgrund des Priestermangels nicht mehr an jeder bisherigen Pfarrkirche sonntäglich die Eucharistie gefeiert werden kann. In ländlichen Regionen ist das bereits der Fall. Angst geht um, und dies, obwohl viele Menschen bereits Gottesdienste außerhalb ihres Wohnsprengels aufsuchen, was sich nicht zuletzt an den Uhrzeiten orientiert. Die Tatsache, dass Menschen die Gottesdienstzeit in ihren übrigen Tagesablauf einpassen und nicht umgekehrt, ist nicht neu, nur war das bis vor zwei Jahrzehnten noch nicht mit einem Wechsel des Gottesdienstortes verbunden, da an den meisten Kirchen mehrere Sonntagsmessen gefeiert wurden. Die Befürchtungen, ob die eigene Kirche vor Ort Bestand haben wird, ist also nicht notwendig mit der Frage verbunden, ob ich sie jeden Sonntag aufsuchen kann. Es geht um den Bestand als solchen.

Es lässt sich beobachten, dass im Falle von Zusammenlegungen kirchlichen Lebens verbunden mit Schließungen sich die Entwicklungen hinsichtlich der konkreten Zahlen nicht mit Gleichungen wie $1+1=2$, sondern eher mit $1+1=1,2$ beschreiben lassen. Die Entwicklung in den nördlichen Niederlanden, wo in den letzten Jahrzehnten viele Kirchen geschlossen wurden, spiegelt dies wieder. Dies als Reibungsverlust abzutun, wäre pastoral unverantwortlich. Eher wird hier ein Prozess beschleunigt. Die

Gründe liegen tiefer. Es geht um einen Verlust von Heimat, und die Beheimatung im Glauben ist offensichtlich stark mit konkreten Personen und Orten verbunden. Es zeigt, wie anthropologisch ganzheitlich das Phänomen des Glaubens gesehen werden muss und dass es nicht auf einen mental-kognitiven Bereich reduziert werden kann. Man kann dem Menschen nicht mehr abverlangen; als ihm möglich ist.

Der Glaubensverkündigung ist eine Anspruchshaltung sowieso wesensfremd, schwingt aber dennoch immer wieder mit: «Wenn Ihr wirklich Glauben würdet, dann dürft diese Probleme doch für Euch zweitrangig sein. Dann müsstet Ihr eigentlich mehr Flexibilität zeigen.» Wer so argumentiert, verkennt die inkarnatorische Dimension des Glaubens, dass das Wort eben nur in den konkreten menschlichen Verhältnissen und damit eben auch nur in den konkreten menschlichen Bedürfnissen greift. Glaube kennt kein «eigentlich» und keinen Konjunktiv. Die Sehnsucht nach Beheimatung ist eine menschliche Grundsehnsucht und bindet sich an die verschiedenen Dimensionen des Menschlichen, ohne dass diese klar voneinander abgegrenzt werden können. Einzelnen ist es möglich, hier besondere Schwerpunktsetzungen zu vollziehen, die dann äußere Bedürfnisse postulieren. Sonst wäre kein Apostel aufgebrochen. Hieraus kann aber kein allgemeines Postulat erwachsen. Wären alle Apostel, gäbe es keine Gemeinden. Hier gilt das organische Bild vom Leib mit den vielen Gliedern – und genau diese Verleiblichung ist vieldimensional. Der Mensch kann nur so angenommen werden, wie er ist, in seiner Vielschichtigkeit und seinen Spannungen. Es gilt das von Karl Rahner ausgehend von den ignatianischen Exerzitien aufgestellte Postulat einer Ontologie, die die Pluralität der Dimensionen des Menschlichen betrachtet und so das Wesen von Individualität beschreiben kann.¹¹

Eine wesentliche pastorale Herausforderung wird sein, wie Leben an konkreten Kirchorten erhalten werden kann. Hier gilt es, die Identifikation mit dem Kirchort eher noch zu verstärken als zu relativieren. Es kann sich nicht in einer Forderung nach mehr ehrenamtlichem Engagement erschöpfen.¹²

Wie kann nun an einer im großen pastoralen Geschehen an den Rand geratenen Kirche das Leben erhalten werden? Es lohnt, über die Landesgrenzen zu schauen.

In Italien mag dem Besucher insbesondere in kleineren Städten die Zahl der Kirchen verwundern, die dort in Gebrauch stehen, ohne dass sie Pfarr- oder Ordenskirchen sind. Gottesdienst findet dort nicht sonntäglich statt, sondern unregelmäßig. Betreut werden diese Kirchen seit jeher von Bruderschaften, die sich häufig aus den Nachbarschaften dieser Kirchen rekrutieren. Zu besonderen Zeiten, oft in Zusammenhang mit dem jeweiligen Patrozinium, finden an diesen Kirchen feierliche Gottesdienste statt, häufig verbunden mit Prozessionen, aber auch mit gemeinsamem Essen und Fest-

lichkeiten auf der Straße, bis hin zu sportlichen Wettkämpfen. Die Identifikation der Menschen mit der Kirche ihrer *contrada* ist sehr groß. Die religiöse Dimension ist hier in das Alltägliche eingebettet. Die Menschen, die am gottesdienstlichen Leben teilnehmen, besuchen aber ansonsten regelmäßig die Messe in der weiter entfernten Pfarrkirche. Ein Widerspruch wird hier nicht empfunden.

Nun lässt sich dieses italienische Phänomen nicht eins zu eins in unsere deutsche Wirklichkeit übertragen. Das alte Bruderschaftswesen ist vielerorts in der Franzosenzeit aufgelöst worden, aber Tatsache ist, dass es auch bei uns in ähnlicher Weise bestand. Es muss in der konkreten Pastoral vor Ort versucht werden, Gruppen zu etablieren, die sich einem bestimmten Kirchengebäude besonders zugehörig fühlen und es – über vielleicht nur sporadisch stattfindende Eucharistiefeiern hinaus – mit Leben füllen. Gottesdienste bilden hierbei den Kern, um den herum Fruchtfleisch gebildet werden muss. Sonst hat der Kern keinen Halt. Es ist auch denkbar, dass eine in der Nähe einer Kirche angesiedelte Gemeinschaft oder Einrichtung diese stärker als die «ihre» in den Blick nimmt, beispielsweise ein Kindergarten, eine Einrichtung betreuten Wohnens für ältere Menschen oder eine Schule.¹³ Es muss nicht eine dezidiert kirchliche Einrichtung sein. In Köln gibt es mit der Elendskirche St. Gregor eine öffentlich zugängliche Kirche, die Eigentum einer privaten Familienstiftung ist.

Diözesane Eigentumsverhältnisse an kirchlichen Gebäuden – gegen die an sich nichts spricht – sind ein Produkt der Neuzeit, insbesondere der Umwälzungen seit der Säkularisation und haben im Mittelalter hierzulande kaum bestanden. Sicher hat die sogenannte Eigenkirche zu manchen Konflikten geführt, die Instandhaltung und Nutzung der jeweiligen Kirche war damit aber langfristig gesichert, weil sich jemand für diese unmittelbar verantwortlich fühlte.¹⁴

6. Wider die Profanierung

Ein Fazit scheint aus den vorangehenden Überlegungen eindeutig: Kirchenschließungen sind aufgrund der tiefen Irritationen, die sie bei den Gläubigen auslösen und der Chancen, die mit diesem Schritt im Blick auf ein konkretes Kirchengebäude ein für allemal vertan werden, in den meisten Fällen pastoral unverantwortbar und dies weitaus stärker als etwa in der Zeit der Säkularisation 1802/3. Die fortgeschrittene äußere Säkularisierung des Alltags erfordert eine weitaus größere Behutsamkeit im Umgang mit den sakralen Freiräumen, da diese viel stärker als vor zweihundert Jahren als eben solche empfunden werden. So ist die Sensibilität größer geworden als etwa vor zweihundert Jahren, da der Kontrast größer geworden ist. Die Wertschätzung und Sensibilität für ein Kirchengebäude ist heute höher als

in den ersten christlichen Jahrhunderten. Es ist äußerst riskant, diese Glaubenswirklichkeit eben im Blick auf diese frühen Jahrhunderte relativieren zu wollen.¹⁵ Heilsgeschichte geht auch nach Konstantin weiter und manch kostbares ist im Sinne einer tieferen Entfaltung der Glaubensanthropologie im Laufe der späteren Jahrhunderte gewachsen. Das immer noch vorhandene Gespür vieler Menschen für Sakralität durch den Schritt einer Profanierung zu ignorieren ist verantwortungslos. Um die Brisanz aufzuzeigen, kann man etwas überspitzt von einer Vergewaltigung des *sensus fidelium* sprechen. Was bei einem solchen Schritt verloren gegeben wird, wird nicht mehr aufgefangen.

Anstatt letztlich doch zur *ultima ratio* einer Ganzaufgabe zu greifen, sollte viel stärker in die Richtung weiterer Nutzung über den unmittelbaren liturgischen Gebrauch hinaus nachgedacht werden. Die entscheidende Frage wäre, ob eben die skizzierte Botschaft des Kirchengebäudes verständlich und die liturgische Kernfunktion gewahrt bliebe. Dem Mittelalter war da offensichtlich mehr möglich als uns: In städtischen Pfarrkirchen wurden Gesandtschaften empfangen, es fanden Hoheitsakte statt und auch Gerichtsverhandlungen.¹⁶ Aus einem vergewisserten Bewusstsein der Mitte heraus könnte auch heute manches möglich sein.

Die Option für ein Offenhalten und Ingebrauchhalten der Kirchengebäude ist eine Option für eine missionarische Kirche, die sich nicht hinter Türen verschließt und im Leben unserer Gesellschaft präsent bleiben möchte. Kirche soll in diesem Sinne zur Verfügung stehen¹⁷, aus der Hingabe heraus, die ihr Herr in ihr leben will.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. Rudolf SCHWARZ, *Kirchenbau. Welt vor der Schwelle*, Heidelberg 1960, 76.

² Vgl. Dietrich CONRAD, *Kirchenbau im Mittelalter. Bauplanung und Bauausführung*, Leipzig³ 1998, 128ff.

³ Vgl. Franz-Heinrich BEYER, *Geheiligte Räume. Theologie, Symbolik und Geschichte des Kirchengebäudes*, Darmstadt 2007, 49ff.

⁴ Vgl. Clemens KOSCH, *Kölns romanische Kirchen. Architektur und Liturgie im Hochmittelalter*, Regensburg 2000, 25; 66f.; 82.

⁵ Vgl. für das Spätmittelalter die Einschätzungen von Johan HUIZINGA, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden*. dt. Stuttgart¹¹ 1975. Titel des niederländischen Originals: *Herfstij der middeleeuwen*. Leiden 1919, 221ff.

⁶ Ein prominentes Beispiel ist die voll im gottesdienstlichen Gebrauch stehende Nikolaikirche der Quedlinburger Neustadt.

⁷ www.denkmalschutz.de

⁸ Vgl. dazu Philipp BLOM, *Schafft die Museen ab*, in: Die Zeit 2 (2008), 47.

⁹ Übersetzung nach Clemens BAYER, *Die beiden großen Inschriften des Barbarossa-Leuchters*, in: DERS. – Theo JÜLICH – Manfred KUHL, *Celica Iherusalem. Festschrift für Erich Stephany*, Köln/Siegburg 1986, 213–240, hier 227.

¹⁰ Zu dieser Problematik und ihrer gesellschaftlichen Relevanz vgl. Udo MAINZER, *Kirchen in Not – Denkmalpflege in Nöten?* in: *Denkmalpflege im Rheinland* 3 (2007) 97–101.

¹¹ Karl RAHNER, *Das Dynamische in der Kirche*, Freiburg im Breisgau³ 1965, 98f.

¹² Vgl. Gottfried LEDER, *Gemeindezusammenlegung. Anmerkungen zum Diskussionsstand und zu ihrer Praxis*, in: *Stimmen der Zeit* 12 (2007) 809–821.

¹³ Weitere Vorschläge vgl. DIE DEUTSCHEN BISCHÖFE, *Missionarisch Kirche sein. Offene Kirchen – Brennende Kerzen – Deutende Worte* = DEUTSCHE BISCHOFSKONFERENZ (HG.), *Hirtenschreiben und Erklärungen* Heft 72, Bonn 2003, 19f.

¹⁴ Zu den mittelalterlichen Eigentumsverhältnissen und zur Bauherrenschaft vgl. CONRAD, *Kirchenbau* (s. Anm. 2), 35–44.

¹⁵ In diesem Sinne möchte ich die von Wolfgang Beinert vertretene Ansicht, die Umnutzung von Kirchen sei «nicht tragisch in einem spezifisch christlichen Sinn» entschieden zurückweisen. Vgl. Wolfgang BEINERT, *Heilige Stätten im Christentum*, in: *Stimmen der Zeit* 2 (2006), 112–124, hier 119f.

¹⁶ Vgl. DEUTSCHE STIFTUNG DENKMALSCHUTZ (HG.), *Welterbe Quedlinburg*, Bonn² 2007, 27; Konrad KUNZE, *Himmel in Stein. Das Freiburger Münster*, Freiburg im Breisgau¹² 2002, 109.

¹⁷ Vgl. Fulbert STEFFENSKY, *Die Dialektik von Form und Geist*, in: Annegret REITZ-DINSE (HG.), *Räume riskieren. Reflexion, Gestaltung und Theorie in Evangelischer Perspektive* (Kirche in der Stadt 11), Schenefeld 2003, 201.